

aus dem Pontificale (das für bischöfliche Zeremonien zuständig ist) beschlossen. Seit 1982 liegen die Texte der Karwoche in Übersetzung vor. Alle liturgischen Texte mußten außer von der Bischofskonferenz auch von Rom bestätigt werden — ein langwieriger Weg.

Besondere Probleme bietet die sakrale Musik. Die Gläubigen waren bisher an Orgel und Harmonium, an gregorianischen Gesang und an „europäische“ Lieder gewöhnt. Einheimische Musik galt als ungeeignet. Die Aufnahme dieser Musik in die Liturgie bedeutete eine große Umstellung. Zwar haben geniale Musiker sich der Kirchenmusik angenommen und die Gläubigen überzeugt und mitgerissen. Die Qualität der Musik, die auf einheimischen Instrumenten gemacht und gesungen wird, spricht für sich. Diözesane Kirchenmusik-Kommissionen sorgen dafür, daß gute, neue Lieder geschaffen, von den Bischöfen genehmigt und im Volk verbreitet werden. Trotzdem fehlen Spötter nicht, die auf alle diese Bemühungen abfällig herabblicken und selbst lateinische Messen bevorzugen.

Die kulturelle Adaption betrifft auch andere Bereiche, die bisher als Aberglaube gegolten haben. So ist es jetzt möglich, die Menschen auf „heidnische“ Namen zu taufen. Bisher mußten die Einheimischen ja auf fremde, ihnen meist völlig unverständliche Namen getauft werden. Jetzt können Igbo-Namen verwendet werden, die oft eine sehr tiefe, theozentrische Bedeutung haben. Damit wird dem Getauften schon durch den Namen seine Gottesbeziehung und seine Gotteskindschaft vermittelt, z. B. „Gott besitzt mich“, „Gott gehört das Leben“, „Gott führt mich“, „Gott wacht“, „Gott ist nahe“. Diese Namen haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den semitischen Namen.

Bei aller Notwendigkeit weiterer mutiger Schritte auf dem Weg der Erneuerung würde eine zu schnell und unkontrolliert durchgeführte Reform aber auch gewisse Gefahren mit sich bringen. Es könnten Elemente aufgenommen werden, die weder der eigentlichen afrikanischen Kultur noch den Werten des Christentums entsprechen, und es könnte die Gefahr eines Separatis-

mus entstehen. Es muß daher auf Einheit mit der Gesamtkirche und christliche Authentizität geachtet werden.

Das große Verdienst des II. Vatikanischen Konzils ist es, zu erkennen und anzuerkennen, daß es auch für Afrika nicht nötig ist, seine Traditionen auf dem Weg zum Christentum über Bord zu werfen; daß zwischen dem kulturellen Erbe Afrikas und dem Christentum kein Widerspruch besteht; daß der Begriff der (afrikanischen) „Tradition“ nicht mehr negativ besetzt ist, sondern die positiven Werte der Kulturen unserer Völker zum Ausdruck bringt.

Joseph Ernst Mayer

Priester „in Pension“?

Einer der bekanntesten Wiener Stadtpfarrer — der noch als Pensionist alljährlich mit jungen Menschen seine „Singwochen“ hält und ihnen dabei auch jeden Tag einen Vortrag über ein zentrales Thema unseres Glaubens hält, wie er vor 30 Jahren uns Gymnasiasten z. B. in das Verständnis der Meßliturgie eingeführt hat — gibt im folgenden seinen pensionierten und aktiven Mitbrüdern einiges zu bedenken.* red

Die Bestimmung, daß Bischöfe mit Erreichung des 75. Lebensjahres um ihre Enthebung vom Amt einreichen müssen, hat Weiterungen gezogen. Schulkatecheten und Religionsprofessoren müssen nach staatlichem Recht mit 65 Jahren in Pension gehen. Aber bei den Pfarrern war es früher Ehrensache, bis zum Tod im Amt zu bleiben. Das hat zu manchen Mißständen geführt. Schließlich mußten Abgesandte des Bischofs mit Mühe dem untauglich gewordenen Pfarrer die Resignation

* Mit diesem Aufsatz verabschiedet sich der Verfasser von einer jahrzehntelangen Mitarbeit, besonders in der Vorform dieser Zeitschrift; sie hieß „Der Seelsorger“. Darf ich den Wunsch anfügen, daß in dieser Zeitschrift auch weiterhin — gewiß sachlich, ja wissenschaftlich — von der Praxis der Kirche mit großem Erfolg die Rede sein möge, daß sich aber auch in ihr der Praktiker verstanden und gewürdigt fühlen möge. Die Diakonia ist für den Diakonos da. In diesem Sinne sei der Artikel verstanden. Mit allen guten Wünschen für die Zukunft.

abringen. Trotz des Priestermangels ist da die sich anbahnende neue Entwicklung besser: Der Pfarrer kann mit 75 Jahren ohne Demütigung, im Frieden und in Ehren sein Amt zurücklegen. Das Beispiel der Bischöfe legt ihm dies nahe. Damit wird der Priester aber nicht zum „Privatmann“. Es gibt nur den Pfarrer in Pension, nicht aber den Priester in Pension! Dieser wird zum „freischaffenden Seelsorger“ (wie es Erzbischof Josef Schoiswohl seit 15 Jahren vorlebt, nachdem er Ende 1968 als Bischof von Graz frei resigniert hat).

Ein Wort an uns Pensionisten

Das priesterliche Leben ist für uns Pensionisten nicht zu Ende. Wir können noch vieles tun, nicht nur abseitige Hobbys pflegen! Zunächst müssen wir uns selber Aufgaben setzen — zum erstenmal in unserem Leben können wir das in klösterlicher Freiheit tun! Endlich haben wir viel Zeit für Wesentliches. Das Breviergebet bekommt eine ganz neue, besondere Bedeutung. Da steigt aus unserem Studierzimmer unser einsames Gotteslob auf, eine geringe, aber köstliche Stimme der Weltkirche erhebt sich im unsichtbaren Tor zur Anbetung des immer geheimnisvoller werdenden, immer größer werdenden Herrn und Gottes. Nicht ganz so einfach ist es mit der Feier der heiligen Messe an Werktagen. Wir alten Priester haben die Konzelebration nicht gelernt und nicht geübt. Sie fällt uns nicht leicht. Stadtpfarren werden einen Pensionisten für die Abendmesse leichter integrieren. Oft, vielleicht zu oft, haben wir in unserem langen Leben binieren oder gar trinieren müssen; nun soll uns kein Lehrer des geistlichen Lebens verdenken, wenn wir gelegentlich pausieren und unsere Spiritualität auffüllen und gesunden lassen. Andererseits hat die Begegnung mit dem immer näherkommenden Herrn und das Eingehen in sein tödliches und heilendes Opfer gerade für uns alte Priester eine besondere und sehr konkrete Bedeutung.

Endlich haben wir Zeit zum Lesen. Kein Pensionist sage, das lohne sich nicht mehr, für wen solle er lesen? Das geistig Lebendig-bleiben ist nicht unwichtig für das

ewige Leben. Von der Mitarbeit an der Bewältigung der geistigen Fragen unserer Zeit entbindet uns kein Pensionsdekret. Die Liebe zu den unsicheren, verängstigten und verzweifelten Mitmenschen unserer alten Tage verpflichtet uns. Ihre Fragen sind unsere Fragen. Wir können sie nicht an die Jüngeren delegieren und „für uns“ leben. Intensiver und wissender könnten wir uns für die Kultur unserer Zeit, für Theater und Konzerte, für Museen und Ausstellungen interessieren. Auch dort blicken wir den Menschen unserer Tage ins Antlitz.

Meinen lieben alten Mitbrüdern möchte ich die Bemühung um ein harmonisches christliches und menschliches Leben vorschlagen. Alte Priester müssen nicht schrullig und käuzig, verbohrt, verstockt und stockkonservativ sein. Die biblische Begegnung mit der so lebendigen Persönlichkeit Jesu könnte uns vor jeder Verholzung und Verstockung bewahren. Nichts ist so notwendig wie unsere endliche und fortwährende Bekehrung.

Ein Wort an unsere im Amt befindlichen Mitbrüder

Nach diesem Wort an uns selbst noch ein Wort an die Pfarrer und Dechanten, die sich noch im Amt befinden. Ich möchte bitten, daß sie sich um die Pensionisten brüderlich kümmern und ihnen in ihrer Gemeinde ein wenig Heimat geben. Die Mithilfe der Pensionisten in der Seelsorge ist beim derzeitigen Priestermangel notwendiger denn je. Diese Altpfarrer waren jahrzehntelang gewohnt, jeden Sonntag mit einer Gemeinde Eucharistie zu feiern und das Wort Gottes zu verkünden. Man gebe ihnen, so lange sie dazu imstande sind, die Möglichkeit eines Sonntagsgottesdienstes mit der Gemeinde. Sie wären auch sonst noch zu manchem in der Seelsorge nütze. Ohne sie beschlagnahmen oder anstellen zu wollen, in aller Freiheit, lade man sie doch gelegentlich zu dem oder jenem ein. Man kümmere sich auch um ihre menschliche Betreuung. Man erschrickt über die unleidlichen Zustände, unter denen oft auch Priesterpensionisten hausen. Nur durch ihre Schuld?

Der alter Priester ist verletzlich. Er hat früher trotz Ordinariat und Pfarrgemeinderat in ziemlich freier Entscheidung gewirkt. Man hat manchmal scherzhaft gesagt, der Pfarrer sei der Papst in der Pfarre; nach seiner Pensionierung ist er „der Niemand“. Er ist unselbständig geworden, er hat nichts zu sagen. Seine Erfahrungen sind nicht gefragt; eine neue Zeit, ein junger Pfarrer gehen achtlos über sie hinweg. Aber der Mensch ändert sich nicht nur, er bleibt auch der gleiche, sonst verlöre er seine Identität. Darum könnte der alte Pfarrer auch noch etwas beitragen zur Deutung der neuen Zeit. Der alte Pfarrer leidet viel, im Geheimen. Vieles, was er hören und sehen muß, kränkt ihn, bedrückt ihn, und er hat wenig Möglichkeit, es zu ändern. Die Selbstverleugnung, die Beseidung, das Zurücktreten ins letzte Glied fallen ihm nicht leicht. Es bleiben ihm genug offene Rechnungen für den Himmel, sie müssen nicht durch absichtliche Frustration des Pensionisten vermehrt werden.

Wer diese schwierige Situation des Priesterpensionisten christlich bedenkt, wird sich gedrängt fühlen, ein wenig zu helfen, ein wenig Rücksicht zu nehmen, gelegentlich ein Wort der Anerkennung oder der Dankbarkeit zu sagen. Das Kreuz bleibt, aber darf man sich nicht auch wünschen, daß unter dem Kreuz zwei Menschen stehen wie Maria und Johannes?

Praxis

Paul Weiß

Gottes Friede auf Erden

Eine Predigtserie für Advent und Weihnachten

Das Thema Friede ist immer häufiger auch Gegenstand von Predigten. Vielleicht lassen sich manche Gemeinden anregen, in der Weise, wie die Pfarre Wien/Machstraße

es getan hat, eine ganze Predigtserie der theologischen Vertiefung der Friedens-thematik zu widmen. Anregungen sollten im folgenden Beitrag ausreichend gegeben sein. red

Die Frage, wie die Menschen zu einem wirklichen Frieden finden und was wir als Kirche dazu beitragen können, bewegt immer mehr die Gemeinden. So bildete sich in der Pfarrgemeinde Machstraße im Arbeitsjahr 1980/81 ein eigener Arbeitskreis, der sich damit befaßte. Dabei stießen die verschiedenen Standpunkte hart aufeinander: Einige wenige meinten, daß das Problem durch bloße Utopien wie „Stellt euch vor, es ist Krieg, und keiner geht hin“ zu lösen sei. Andere hielten die Anwendung von Gewalt in jeder Form für unchristlich. Wieder andere meinten, daß aus der Verantwortung für andere die Anwendung von Gewalt zur Verteidigung berechtigt sein könne. Trotz vieler Mühe konnte keine Übereinstimmung in dieser Frage erzielt werden außer in der Hinsicht, daß die meisten Menschen auf eine gewaltfreie Verteidigung weder geistig noch moralisch vorbereitet seien und daß deshalb in dieser Richtung viel größere Anstrengungen unternommen werden müssen.

Aber auch in der Gemeinde selbst gab es zu dieser Zeit Konflikte, die teilweise nicht sehr liebevoll ausgetragen wurden. Es ging dabei um die Notwendigkeit einer gemeinsamen geistigen Basis und einer ausdrücklichen Erklärung der Zugehörigkeit¹. Dabei erfuhren wir unmittelbar, wie schwierig es ist, grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten friedlich auszutragen. Im Herbst 1982 befaßten sich 119 Erwachsene und 56 Kinder aus unserer Gemeinde einen ganzen Tag lang mit dem Thema „Christliche Friedenshoffnung in Gesinnung und Verantwortung“ und zogen daraus die Konsequenzen für die verschiedenen Lebensbereiche. (Die Leitung hatte Helmut Renöckl, Linz.)

¹ Vgl. P. Weiß, Mit oder ohne Entscheidung? Erfahrungen auf dem Weg, eine Gemeinde zu werden, in: *Diakonia* 13 (1982) 118–125. Diese Auseinandersetzung führte zu dem Ergebnis, daß jetzt in der Gemeinde eine ausdrückliche Erklärung der Zugehörigkeit als notwendig angesehen wird.